Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 99 (1973)
Heft: 4

Artikel: Mein Einbruch im Palace-Hotel
Autor: Knobel, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-511531

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Einbruch im Palace-Hotel

Bruno Knobel

Drang nach neuen Erfahrungen

Im Alter von etlichen Jahrzehnten pflegt es zu geschehen, daß man seine Gedanken nicht mehr nur ausschließlich in die Zukunft richtet, sondern die Gegenwart bedenkt und auch die Vergangenheit, wobei man sich mehr oder weniger ehrlich Rechenschaft zu geben versucht, was man eigentlich erreicht habe. Wenn ich letzteres so bedenke, ist mein Gefühl zwiespältig. Gut: Wenn ich die Haltung jenes snobistischen alten Römers teilen wollte, der sagte, ein Mann müsse einen Sohn gezeugt, ein Haus gebaut und ein Buch geschrieben haben – dann könnte ich voller Genugtuung meine Standortbestimmung beschließen. Sehe ich mir aber das Fernsehprogramm an, dann merke ich, was alles ich versäumt und wie viele Erfahrungen ich noch *nicht* gemacht habe. Zum Beispiel (um bei dem durch Fernsehsendungen kolportierten Lebensstil zu bleiben) habe ich noch in keinem Luxushotel in der VIP-Suite geschlafen, noch keinen Kommissar mit einem Mord beschäftigt und auch keinem Zimmermann Anlaß gegeben, mich als Einbrecher der Aufmerksamkeit seines Publikums zu empfehlen. Um auf ein «wahrhaft erfülltes Leben» (wie es in Nekrologen dereinst heißen wird) zurückzublicken, fehlen mir somit einige recht wesentliche Erfahrungen, die noch nachzuholen sind. Besser: nachzuholen *waren*. Denn ein Weniges nachzuholen, bot sich mir Gelegenheit: im Militärdienst.

Man mag über die Armee sagen, was man will – eines ist ihr nicht zu nehmen: sie vermittelt dem durch die Zivilisation domestizierten Zeitgenossen die Möglichkeit, rustikale, ja abseitige Erlebnisse zu haben. Und eben diese Möglichkeit bot sich mir: Ich hatte zwar im Militärdienst, aber in Zivilkleidung, eine Aufgabe zu erfüllen. Fragen Sie mich nicht welche und wo. Seit zwei Journalisten wegen militärischen Geheimnisverrates bestraft worden sind, weil sie den Ort eines militärischen Unfalles (wo auch etliche Ausländer arbeiteten!) schamlos preisgaben, muß man vorsichtig sein ... Item: Welches auch immer die militärische Ausgangslage war – es ergab sich eine nicht von der Hand zu weisende Motivation zu einem Einbruch im Palace-Hotel. Und zu welch' ungeahnten Erfahrungen, fürwahr, verhalf mir dieser mannhafte Entschluß!

Die Scheibe

Im Fernsehprogramm pflegt gemeinhin und ganz nebenbei, wenn auch am Anfang des Einbruches, eine Scheibe klirrend zu zerspringen, und der Regisseur opfert dafür kaum eine Filmsekunde. Wie falsch! So einfach ist das nämlich gar nicht! Wenn nämlich im Fernsehen der Maskierte eine Scheibe zertrümmert, dann tut er das mit *einem* Schlag, und es klirrt nicht einmal sehr. Ich indessen holte – unmaskiert aus bloßer Vergeßlichkeit, aber auch mangels geeigneter Utensilien – schon zum Schlage aus und erinnerte mich erst dann der Klebstreifen. Sie kennen das ja wohl auch: Man bringt über der Scheibe Klebebänder an, welche das Zersplittern des Glases verhindern. Ich hielt also – nicht unglücklich über den dadurch bewirkten Aufschub der verruchten Tat – ein und ging zurück zu meinem in der Nähe parkierten Wagen. Stapfte im nassen Novemberschnee rund um das riesige, dunkle Hotel-Gebäude (der Betrieb war noch nicht aufgenommen worden, erst eine Hundertschaft Bediensteter hielt sich darin auf), begegnete einem Soldaten und – da muß ich erst von einer neuen Schwierigkeit erzählen:

Wie verhält sich ein erfolgreicher Einbrecher, wenn er auf einem verbotenen Gang jemandem begegnet, und erst noch einem Soldaten? Hätte ich mich keck oder normal verhalten oder mich gar verdrücken sollen? Vielleicht kennen Sie die Anekdote von den zwei sich konkurrierenden Geschäftsleuten in der Eisenbahn zwischen Zürich und Genf. Der erste fragt: «Fahren Sie nach Bern?» Der zweite sagt: «Ja, nach Bern!» Darauf der erste: «Sagen Sie nun ‹nach Bern›, obwohl Sie nach Lausanne fahren, weil Sie glauben, ich nehme dann an, Sie fahren wirklich nach Bern; oder sagen Sie ‹nach Bern›, weil Sie vermuten, ich glaubte Ihnen das doch nicht, sondern nehme an, Sie fahren zum Beispiel nach Lausanne, obwohl Sie wirklich nach Bern fahren?»

Mit andern Worten: Sollte ich gegenüber dem Soldaten forsch und unbekümmert sein, und nimmt er mir das ab; oder schließt er aus meiner zur Schau gestellten Harmlosigkeit, daß ich nicht harmlos sei, oder aber ... Kurzum: Ich sagte laut und fröhlich: «Einen schönen guten Abend!» (denn es ging gegen Mitternacht), hob den aufgespannten Regenschirm und lüftete den Hut, worauf der Soldat einen eher verhaltenen Gruß murmelte und verschwand.

Man glaubt gar nicht, wie befreiend das Gefühl nach einer derartigen Begegnung sein kann!

Die zweite Scheibe

Aus der Werkzeugtasche meines Wagens holte ich also eine Rolle Isolierband und huschte leichten Fußes zurück zu meiner Scheibe, wo ich leider feststellen mußte, daß mein Band auf der naßkalten Scheibe überhaupt nicht klebte. Also eben ohne! Es schlug im Dorfe unten gerade Mitternacht vom Turm, als auch ich schlug. Nämlich mit dem Eisenhebel, den man üblicherweise nur zwischen Autopneu und Radfelge klemmt. Und wieder stellte sich heraus, wie unzulänglich man durch Fernsehkrimis über einbrecherhandwerkliche Details informiert wird. Es geht doch darum, so hart zuzuschlagen, daß die Scheibe bricht, aber doch so sanft, daß der Lärm möglichst gering ist. Meine Dosierung beim ersten Schlag war – ehrlich gesagt – kläglich: Der Lärm war beträchtlich, die Scheibe aber blieb intakt. Wer schon aus Unachtsamkeit eine Scheibe zertrümmert hat, wird nie glauben, welcher Kraftanwendung es bedarf, um ein Fenster *absichtlich* einzuschlagen. Ich übertreibe nicht! Ich übertrieb auch nicht beim zweiten Schlag, nun ohne Glockenschlag, denn das Glas hielt stand. Nun doch ein wenig ärgerlich geworden, hieb ich mit aller Kraft zu – und wie Sphärenmusik erschien mir das brechende Splittern, das allerdings ziemlich laut war. Es mag – nebenbei gesagt – Psychologen interessieren, daß ein an sich unbescholtener Bürger, dem das Bersten einer Scheibe, seit er denken kann, ein unheilvolles Geräusch darstellte, dies unter den obwaltenden Umständen wie die Krönung langen Mühewaltens

schien und geradezu eine freudvolle Genugtuung vermittelte. Uebrigens: Ist Ihnen schon ein Fernseh-Einbrecher begegnet, der auf eine Doppelverglasung stieß? Auch daran denken Drehbuchautoren viel zu wenig: Daß heute Doppelscheiben sehr verbreitet sind. Ich wenigstens stieß, als ich vorsichtig mit der Hand durch das Loch im Glase griff, auf eine weitere Scheibe. Diese entferntere Scheibe zwang mich, den Aufschlagwinkel meines Eisenhebels zu verändern, was der Grund dafür war, daß ich wiederum erst beim dritten Schlag reüssierte. Einbrechen ist eben gar nicht so einfach!

Die Fingerabdrücke

Aber dann ging es gut voran. Dachte ich. Wohlig-warme Luft umkoste meine klamme Hand, als ich sie durch das Loch steckte und zum Handgriff langte, um den Fensterflügel von innen zu öffnen. Aber der festsitzende Griff ließ sich nur unter Kraftanwendung betätigen, und dabei mußte die Hand bewegt werden, und dabei wiederum konnte man sich an den festsitzenden Scheibensplittern gräßlich verletzen.

Wie konnte ich aber auch die Handschuhe vergessen! Solche waren ja, wie mir einfiel, auch wegen allfälliger Fingerabdrücke vonnöten. Also erneut zurück zum Wagen!

Allmählich nun doch zum Professional geworden, trat ich sorgfältig in meine früheren Fußstapfen im Schnee – und stand (weil intensiv mit meinen Schuhen beschäftigt) unversehens wieder vor einem soldatischen Spätheimkehrer. Doch da wurde ich, nachdem der Damm bzw. das Glas gebrochen war, kühn. Ich drückte mich nicht und ich grüßte nicht nur, sondern ich packte auf – wie mir schien – unverdächtige Weise den Stier bei den Hörnern, nämlich ich redete den Mann geradezu an: «Hätten Sie mir nicht vielleicht Feuer?» Er ließ mich sogar die Zündhölzer behalten. Selten so fröhlich habe ich einer Militärperson «Und noch einen guten Dienst!» nachgerufen.

Ausgerüstet mit Handschuhen ging es glatt. Um 00.30 stieg ich ein, zog das Fenster hinter mir zu, fühlte mich in der Wärme unsagbar wohl, deponierte meinen Regenschirm auf dem Fenstersims, zündete mir erleichtert eine Zigarette an und suchte nach einer Sitzgelegenheit im schneefahlen Lichtschimmer – und ermangelte einer Taschenlampe. Das war ärgerlich, vor allem deshalb, weil dieses Utensil eines Einbrechers in keinem Krimi zu fehlen pflegt. Aber da sieht man wieder, wie wenig aufmerksam man beim Fernsehen ist! Und man sieht erneut, daß das Einbrechen ganz und gar nicht so einfach ist. Man muß dabei ganz entschieden und ganz schön seine fünf Sinne beisammenhalten!

Die nackte Angst

Im Krimi pflegt man sich mit der Angst jener, bei denen eingebrochen wird, zu identifizieren. Zu den fernsehoptischen Erfahrungen eines braven Bürgers gehört aber selbst bei häufigem Krimikonsum ganz sicher nicht, daß auch Einbrecher Angst haben können. Dieser Eindruck ist unbedingt zu korrigieren!

Und vielleicht sind Sie allergisch auf sprachliche Klischees und hatten schon den Eindruck, es sei eine höchst abgedroschene Wendung, wenn man sagt: «Mir stockte der Atem.» Er kann aber tatsächlich stocken, und wie! Das alles habe ich nämlich erfahren.

Ich tastete mich gegen ein glimmendes Rotlicht, das mich wie ein entzündetes Auge fixierte. Ein Lift. Leises Summen im Schacht. Im Umkreis dieser winzigen Helligkeit schlich ich weiter und – ein leises, klirrendes Rauschen im Dunkeln vor mir, das sich seitlich entfernt, ein beklemmendes, unwirkliches, irgendwie metallisches Geräusch. Ich stehe wie erstarrt, kriege eine Gänsehaut oder sogar zwei, und erst nach einer Weile und sehr zaghaft schleiche ich weiter – und fahre herum; wieder das Geräusch, diesmal hinter mir; das Rotauge blinzelt; meine Handflächen sind feucht. Ein Grauen sitzt mir im Nacken. Ich wage mich kaum zu rühren. Behutsam greife ich zum Feuerzeug. Mit vorsichtig gestrecktem Arm und abgewendetem Kopf knipse ich an. Das Ungeheuerliche, Beklemmende wird sich offenbaren. – Es war eine automatisch sich öffnende und schließende Glas-Schiebetüre. Geradezu euphorische Erleichterung! Ich trete näher, trete zurück, koste das nunmehr nur noch komisch wirkende Geräusch aus. Mich nur sparsam bewegend, lasse ich die Türe auf- und zufahren. Toter, geistloser Mechanismus! Aber – und das ist zu bedenken – er reagiert auch auf Einbrecher und sogar in der Finsternis.

Dann ein breiter Korridor, in dessen stoffbespannter Wand einsam eine hellerleuchtete Vitrine prangt, leer zwar, aber geschmückt mit dem Namenszug «Gübelin». Nicht weit davon eine Reihe von Kippschaltern. War das schön! Man glaube nicht, Einbrechern sei alles Menschliche fremd. Mitnichten! Auch sie bergen ein Kind im Mann. Ein völlig neues Lebensgefühl, eine absolut neue Erfahrung: Um 01.00 im Palace-Hotel zu stehen und an Schaltern zu knipsen, wie auf einem Klavier, besser: wie auf einer Lichtorgel. Mindestens ein Dutzend der erwähnten Vitrinen lassen sich erleuchten und wieder verdunkeln. «Givenchy» (blau) leuchtet auf, «Bucherer» (rot), «Dior» (schwarzer Samt im Neonlicht) ... Ich hätte noch lange verweilen mögen.

Allgemach wurde ich kühner.

Die Flucht

Gedämpftes Licht im Rücken, betrete ich den nächsten Raum: ein Meer von gestapelten Klubsesseln, Lehne an Lehne; Wellen von Polstern; im Hintergrund ein Vorhang. Mühsam wate ich durch die Polster, knarrende Federn und knirschendes Leder unter meinen Schuhen dort, wo so manches prominente Gesäß zu ruhen geruhte. «Pardon, Madame Onassis!» kichere ich, schiebe vorsichtig den Wandvorhang beiseite – und erstarre. Wieder so ein Sprachklischee: «erstarren», aber wie richtig! Ein heilloser Schreck übermannt mich, denn vor mir steht, hinter einer Scheibe, ein Kopf, der mich regungslos beobachtet. Ich spanne meine Muskeln, setze zum Sprung zurück an, versinke mit einem Fuß in einem mondänen Fell, das meinen Standstuhl schmückt, wanke – und der Kopf meines Beobachters bewegt sich ebenfalls: mein Spiegelbild! ...

Leuten mit schwachen Nerven rate ich entschieden vom Einbrechen ab, auch wenn es durchaus erholsame, ja interessante und belehrende Seiten haben mag. Da stand ich zum Beispiel plötzlich in einer blendend hell erleuchteten Toilette; Wände, Boden und Decke ein einziges kunstvolles Mosaik, durchsetzt mit einer märchenhaften Flucht von Spiegeln. Selbst die Spülung klang irgendwie dezent, vornehm, ja blaublütig. Dann der Aschenbecher-Saal: Ein großer Raum, angefüllt nur mit rund hundert hüfthohen Aschenbecher-Ständern. «Herr Karajan, darf ich Ihnen eine Brazil anbieten?» raunzte ich und stieg in den Keller.

Bemerkenswert war dort der Geschirr-Raum (wie ich ihn nannte): Regal an Regal. Darauf Kartonschachteln, reihenweise, Beige an Beige. Darin Weißwein-, Rotwein-, Whisky-, Cognac-Gläser ... Stets ein Halbdutzend pro Schachtel. Ein Sortiment bauchiger Ballongläser tat es mir an. Ich klemmte die Schachtel unter den Arm. Fast wäre ich in einen großen Behälter voller Pfeffermühlen, natürlich aus Teakholz, getreten.

Im Weitergehen wurde die Gegend ärmlicher. Waren oben meine Füße knöcheltief in Spannteppichen versunken, hallten hier meine Schritte auf nacktem Beton. Links und rechts Rohrleitungen an den Wänden. Dazwischen povere Türen. Dienstbotenzimmer, kärglich möbliert; statt Fenster vergitterte Luken zur ebenen Erde. Als ich wieder eine dieser knarrenden Türen öffnete, erklang ein Grunzen aus dem Zimmer. «Was!» rief eine schlaftrunkene Männerstimme, «he! was?» Ich knallte die Türe zu, merkte erst da, daß ich noch eine Schachtel unter dem Arm trug, stellte sie auf die Schwelle und floh, floh in panischem Schrecken, durch Gänge und Korridore, über Treppen und Stiegen, stürzte schließlich keuchend in einen Lift, drückte irgendeinen Knopf, möglichst hoch oben, und während der Lift stieg und stieg, rieb ich mein geschundenes Knie. Was, wenn der Lift steckenbliebe?

Der Korridor, in den ich trat, war breit wie eine Halle. Das Zimmer, das ich betrat, hatte den Grundriß eines mittleren Einfamilienhauses und atmete Snob Appeal; der Blick aus dem Fenster auf das schlafende Dorf war wunderbar; und das Zimmer war kein Zimmer, sondern ein Gemach und überdies eine Flucht, nämlich Teil einer Suite. Die Vorsicht gebot mir, kein Licht zu machen, aber ein Lüster war da. Als ich im nächsten Raum die Dimension des Bettes abtastete, wollte es kein Ende nehmen. Ich setzte mich auf die Kante, ließ die Hand über kühle Kissen gleiten, zündete mir eine Zigarette an und suchte einen Aschenbecher. So also wohnen Liz Taylor oder Aga Khan, in der VIP-Suite. Ich versuchte so zu tun, als sei ich die Begum, trat die Zigarette schamlos auf dem Teppich aus und den Rückweg an. Der Luxus eines Luxushotels ist eigentlich schal. Schal von Schale.

Das Makabarett

Noch einmal erschrak ich zutiefst. Der riesige Raum, in den ich trat, war dunkel; nur im Hintergrund leuchtete eine winzige Bühne violett im Lichte eines Scheinwerfers. Kein schlafendes, sondern ein totes Dancing. Flitterwerk und Talmiglanz, orientalischer Prunk, leicht verstaubt. Ein schwarzer Flügel, geradezu obszön nackt wirkend, irgendwie auch makaber, und daneben, zufällig hingeschoben, ein über zweihundertjähriges bäuerliches Milchgefäß mit Handschnitzereien, daneben eine ebenso alte Wiege. Rustikales nur als spärliches Dekor.

Was ist es eigentlich, das die gesellschaftliche «Höhe» eines Palace-Hotels ausmacht? Inwiefern unterscheidet sich dieses Behältnis für die High Society von den Häusern im Dorf? Ich stand an der Stelle meines Einstiegs, glücklich darüber, sie wieder gefunden zu haben.

Unter meinen Sohlen knirschten Schnee und Glassplitter.

Im Dorfe rüsten sich jetzt wohl schon die Männer zum Schneeräumen. Leise sinken die Flocken.

Die WC im Palace-Hotel und im dörflichen Bauernhaus werden für dasselbe benützt. Auch die Aschenbecher, auch die Betten dienen – hier wie dort – dem gleichen Zweck. Welche Schicht der Benützer ist zufriedener? Kein Luxushotel wird mir fortan mehr Respekt einflößen.

Man kann sogar als Einbrecher durchaus vernünftige Erfahrungen machen.